



16. Shell Jugendstudie – Jugend 2010

Anmerkungen zur Studie und ihrer Wirkung

Optimistisch, zufrieden und leistungsbereit, wertorientiert aber nicht angepasst, ein ausgeprägter Sinn für soziale Beziehungen im Nahbereich und ein tatkräftiger und zupackender Pragmatismus, kurz: eine „selbstbewusste Generation, die es gelernt hat, mit dem gesellschaftlichen Druck umzugehen, und die sich auch unter schwierigen Rahmenbedingungen behaupten kann“¹ – so ungefähr lautet der Schlagwortextrakt der diesjährigen *Shell Jugendstudie* und folgerichtig sind dies auch die Begriffe, die die Schlagzeilen der medialen Rezeption der Studie beherrschen.

Wahrlich - unsere Gesellschaft kann sehr zufrieden sein mit „ihren“ Jugendlichen und könnte darum selbst hoffnungsfroh in die Zukunft schauen: „In ihrem zugreifenden Pragmatismus ist sie (die Jugend des Jahres 2010) womöglich das Beste, was diesem Land in Zeiten eines tief greifenden Wandels passieren kann. Diese Jugend könnte sogar in der Lage sein, die verheißungsvolle Zukunft, an die sie glaubt, tatsächlich zu schaffen“, so schließt Jan-Martin Wiarda seinen Kommentar zur *Shell Studie* in der „ZEIT“².

Mag sein, dass die Ergebnisse der Studie hoffnungsfroh stimmen könnten. Zu gesellschaftlicher und kirchlicher Selbstzufriedenheit, die in Tatenlosigkeit ausmündet, besteht allerdings kein Anlass.

Einigen Ergebnissen und Problemkonstellationen, die die Studie aufwirft, möchte ich im Folgenden nachgehen:

- Die „Pragmatische Generation“ und die Fixierung auf ein Etikett
- Optimismus, Zufriedenheit und die gesellschaftliche „Schere“
- Religiosität und die Evangelische Jugendarbeit

1. Die „pragmatische Generation“ und die Etikettierungen

Beliebt ist es unter Jugendforschern und Zeitgeistanalytikern, ganze „Jugendgenerationen“ mit einem prägnanten generalisierenden Etikett zu versehen.

Das seit der 14. Shell Studie 2002 verantwortliche Autor(inn)enteam arbeitet seit 2002 mit der Zuschreibung einer „Pragmatischen Generation“.

Gemeint ist: Die aktuelle Jugendgeneration hängt keineswegs weltfremden und illusionären Träumen nach, weder persönlich noch gesellschaftlich. Sie gibt zwar auch einem gewissen Idealismus Raum, aber der muss „cool“ sein und auf dem Boden der Realität stehen³. Sie lässt sich darum auch nicht hängen: „Null Bock“ ist out. Und purer Hedonismus, also Genussucht und die Gestaltung des Lebens als fortwährend große Party ist ebenso wenig angesagt.

Die pragmatische Generation sieht vielmehr die Herausforderungen, denen sie im Alltag, in der Berufsplanung und der globalisierten Gesellschaft ausgesetzt ist, und verweigert sich ihnen nicht.

¹ Shell Deutschland Holding GmbH (Hrsg.). 16. Shell Jugendstudie. Jugend 2010. Frankfurt am Main 2010. S. 15 (im Folgenden abgekürzt: Shell 2010)

² DIE ZEIT, Nr. 38, 16. September 2010, S. 1

³ Shell 2010 S. 225



Sie versucht vielmehr das Beste aus den Gegebenheiten zu machen – und sie lässt sich nicht so leicht unterkriegen.

Ihr Pragmatismus zeigt sich einerseits in ihrer Handlungsorientierung:

Die Mehrheit der gegenwärtigen Jugendliche packt tatkräftig an und entwickelt eine pragmatisch-taktische Flexibilität, um die Herausforderungen des Alltags, die gesellschaftliche Probleme und ihre eigene Zukunft in den Griff zu bekommen. Im Zentrum steht der persönliche Erfolg in einer Leistungs- und Konsumgesellschaft. Die berufliche Zukunft hat dabei einen hohen Stellenwert.

Ihr Pragmatismus zeigt sich aber auch in „ihrer eher lockeren Art, die Dinge auf sich zukommen zu lassen“⁴ und in ihrer Fähigkeit, Leistungsorientierung und Lebensgenuss in eine lebensverträgliche Balance zu bringen. Pragmatismus bedeutet also keineswegs, „Karrieregeilheit auf Kosten des eigenen Lebensgenusses“, sondern der Versuch, Erfolg und Lebensgenuss miteinander zu vereinbaren: „Die meisten Jugendlichen sind leistungsorientiert und hochmotiviert.....Leistung und Karriere ja, aber darunter darf der Spaß am Leben nicht leiden“⁵. Insgesamt bemerkenswerten 83% der Jugendlichen ist es besonders (60%!) bzw. eher (weitere 23%) wichtig, fleißig und ehrgeizig zu sein – aber genauso ist es insgesamt 78% wichtig, mit gleicher Intensität ihr Leben zu genießen. Was widersprüchlich klingt, zeigt real viel mehr den schwierigen, aber offensichtlich ihrer Selbsteinschätzung nach durchaus möglichen Versuch eines eben pragmatischen und lebenspraktischen Ausgleichs zwischen beiden Wertekonstellationen an.

Trotzdem – bei aller Deutlichkeit der Zahlen ist es angeraten, mit generalisierenden Zuschreibungen vorsichtig umzugehen. Jugendlichen mit einer fixierten Etikettierung im Hinterkopf zu begegnen („Aha, Du bist also ein Pragmatiker“ oder – einige Shell-Studien-Jahre früher – ein „Egotaktiker“ oder „ein Null-Bock-Typ“) ist gefährlich und wird Jugendlichen nicht gerecht.

Studien bilden statistische Durchschnittsjugendliche ab und ihre Zuschreibungen sind sozialwissenschaftliche Konstrukte. Real existierende Jugendliche aber sind schon als Individuen viel differenzierter und lassen sich nicht so einfach in die Schablonen von Generationenmustern fassen und auf medienwirksame Simplifizierungen reduzieren. Jugendliche selbst wollen aller Erfahrung nach ein unverwechselbares Original sein und nicht der Repräsentant eines Durchschnittstyps.

Auch die jeweiligen Jugendgenerationen sind in sich bunt und vielfältig und nicht auf einen statistischen Durchschnitt zu reduzieren. Genauso wenig, wie vor einigen Jahren in der angeblichen „Null-Bock-Generation“ auch tatsächlich alle Jugendlichen „Null Bock“ hatten oder in der „Generation Golf“ alle einen Golf besaßen, sind heute alle Jugendlichen unter einem Label zu verrechnen.

Gewiss, es ist die Aufgabe und die Stärke von Jugendstudien, klimatische Großwetterlagen, Tendenzen und Verschiebungen gegenüber vorherigen Jugendgenerationen aufzuspüren und zu beschreiben. Insofern spiegeln solche Etikettierungen reale Veränderungen in den Lebensauffassungen und Einstellungen von Jugendlichen wider und insofern können sie aussagekräftig sein. Zu berücksichtigen ist aber neben der Ausdifferenziertheit innerhalb einer Jugendgeneration auch, dass es sich im Zeitvergleich immer nur um graduelle Verschiebungen – meist im Prozentbereich – handelt. Es kommen nicht alle paar Jahre „völlig neue Modelle von Jugendlichen auf den Markt“, sondern ihre Lebenseinstellungen verschieben sich - zwar sichtbar aber nicht grundstürzend.

⁴ Shell 2010, S. 15

⁵ Shell 2010, S. 29



Den Autoren und Autorinnen der Studie ist das, soweit ich sehe, durchaus bewusst und sie differenzieren aus. Problematisch ist eher die Rezeption: Die mediale Rezeption ihrerseits ist auf Vereinfachungen angewiesen bzw. sie meint, simplifizieren zu müssen. Die Akteure der Kinder- und Jugendarbeit werden sich allerdings bemühen, tendenzielle Verschiebungen zwar wahrzunehmen, um gegenwärtige Jugendliche in ihren Lebenslagen und Lebensauffassungen besser zu verstehen. Aber sie werden einzelne Jugendliche und Jugendgenerationen vor allem in ihrer Differenziertheit wahrnehmen und sie nicht in Schablonen einordnen, um ihnen so gerecht zu werden.

2. Optimismus und Zufriedenheit – und die gesellschaftliche „Schere“

Manche mag es erstaunen – aber der Optimismus der gegenwärtigen Jugendlichen ist gegenüber 2006 trotz der im Befragungszeitraum (Januar/Februar 2010) akuten Wirtschaftskrise wieder deutlich angestiegen. Dies gilt gleichermaßen für die Beurteilung der persönlichen Zukunft (59% Zuversichtliche gegenüber 50% im Jahr 2006) wie der gesellschaftlichen Zukunft, hier allerdings auf deutlich niedrigerem Niveau, (im Westen 2010 47% Zuversichtliche gegenüber 43% im Jahr 2006. Im Osten 2010 43% Zuversichtliche gegenüber 37% im Jahr 2006).

Diese generelle Selbsteinschätzung junger Menschen wird gestützt durch ihre Antworten auf detailliertere Fragen: Die Zuversicht, die eigenen beruflichen Wünsche verwirklichen zu können, ist insgesamt gewachsen; in der Teilgruppe der Auszubildenden hat die Zuversicht, nach der Ausbildung übernommen zu werden, gravierend (von 62% auf 76%) zugenommen; die häufigsten Ängste und Sorgen Jugendlicher haben sich auf breiter Linie verringert, wenn allerdings auf zum Teil noch recht hohem Niveau⁶; der Wunsch nach eigenen Kindern - ein Indikator für gesellschaftliche und persönliche Zuversicht - hat ebenfalls zugenommen.

Das alles klingt gewiss sehr schön – vor allem wenn man zur Kenntnis nimmt, dass nur 7% im Westen und etwas mehr (11%) im Osten ihre eigene persönliche Zukunft als „düster“ einschätzen⁷. Das Gesamtergebnis könnte möglicherweise so gedeutet werden, dass der Optimismus daraus resultiert, dass tendenziell und aufs Ganze gesehen die gegenwärtige Jugendgeneration ein höheres Selbstbewusstsein und Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit entwickelt hat - „Ich schaffe das schon!“ – und dass sich darin gestiegene Erfahrungen oder Selbstzuschreibungen von Kompetenzen im Umgang mit gesellschaftlichem Druck und schwierigen Rahmenbedingungen niederschlagen. Das Ganze heißt aber noch lange nicht, dass wir es insgesamt mit einer „optimistischen Generation“ zu tun hätten, oder dass auf einmal „Positiv denken ‚in‘ ist“, wie die Shell Studie behauptet. Es handelt sich um graduelle Verschiebungen, nicht mehr.

Und diese Tendenz betrifft eben nicht alle: Eines der in der Tat alarmierendsten Ergebnisse der Studie sind die „Scheren“, die sich hier auftun. Was generell zu gelten scheint, gilt eben nicht für alle, insbesondere nicht für das Segment der Jugendlichen aus „sozial benachteiligten Familien“, also aus der „Unterschicht“.

Die Shell Jugendstudie unterscheidet fünf soziale Herkunftsschichten. Die Schichtzugehörigkeit wird über einen Index⁸ definiert, der vornehmlich auf der Bildungsherkunft (Schulabschluss des Vaters/der Mutter/Anzahl der Bücher im Elternhaus) und der finanziellen Lage (Einkommen, Wohnform, Zufriedenheit des Jugendlichen mit der finanziellen Situation) basiert. Die Verteilung auf die Schichten sieht folgendermaßen aus:

⁶ Angst vor Armut haben 70%, vor Arbeitslosigkeit/Arbeitsplatzverlust immer noch 62%, vor Terroranschlägen 60%.

⁷ Zu dem gesamten Abschnitt: Shell 2010, S. 110 - 128

⁸ Shell Studie S. 16 und S. 400f



- Unterschicht: 10%
- Untere Mittelschicht: 24%
- Mittelschicht : 30%
- Obere Mittelschicht: 22%
- Oberschicht: 14%

Während Jugendliche aus allen anderen sozialen Schichten einen deutlichen Zuwachs ihres Optimismus hinsichtlich der persönlichen Zukunft angeben, ist er gegen den Gesamttrend bei Jugendlichen aus der Unterschicht signifikant gesunken: Hier geben nur noch 33% an, persönlich zuversichtlich zu sein (2002: 40%; 2006: 35%), während es in den beiden oberen Schichten 68% bzw. 66% sind⁹. Ein ähnliches Ergebnis zeigen die Antworten auf die Frage nach der Einschätzung der Verwirklichung beruflicher Wünsche: Auch hier ist der Optimismus in der Unterschicht gegen den Trend von 56% (2002) auf 41% (2010) deutlich gesunken¹⁰.

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass in der Unterschicht langfristig auch der Wunsch nach eigenen Kindern zurückgegangen ist und mit 10 bis 14 Prozentpunkten weniger deutlich unter den Kinderwünschen aller anderen Schichten liegt.

Ein ähnliches Bild ergeben die Fragen nach der eigenen allgemeinen Lebenszufriedenheit: Nahezu drei Viertel aller Jugendlichen (74%) sind zufrieden oder sehr zufrieden mit ihrem Leben – ein erstaunlich hoher Wert. Ausdifferenziert ergeben sich allerdings zwar nachvollziehbare, aber bedrückende Unterschiede: Sind es in den anderen Schichten 69% - 84% Zufriedene, so in der Unterschicht nurmehr 40%¹¹.

Etwas zynisch ausgedrückt: Die deutsche Jugend ist sehr zufrieden mit ihrem Leben und sehr optimistisch, außer denen da unten.

Das Erschreckende an den gesamten Daten der aktuellen Shell Jugendstudie ist, dass sich die auch schon in früheren Studien konstatierte Kluft zwischen den sozialen Milieus trotz positiver Gesamttrends eher vertieft. Die Verlierer holen nicht auf, sondern verlieren verschärft den Anschluss.

Äußerst fatal wäre es, die oft entmutigten und ihrer Selbsteinschätzung nach gesellschaftlich nicht anschlussfähigen, objektiv in der Tat zum Teil von gesellschaftlichen Entwicklungen und Ressourcen abgekoppelten Jugendlichen als unausweichliches Produkt einer hochentwickelten postmodernen Gesellschaft zu stigmatisieren.

Allzu wohlfeil wäre es auch, die Verantwortung für diese Schere schlicht dem Versagen einer letztlich anonymen „Jugendpolitik“ zuzuschreiben – wenngleich langjährige Fehleinschätzungen und fehlende Umsteuerungen hier vorliegen mögen. Die Ursachen solcher Problemkonstellationen sind meist hochkomplex und nicht monokausal. Die Verantwortung trägt eine gesamte Gesellschaft – im persönlichen und sozialen Nahbereich genauso wie auf politischen Entscheidungsebenen. Auch die „Betroffenen“ selbst tragen ihren Verantwortungsanteil, auch wenn sie gewiss nicht allein „an ihrer eigenen Misere schuld sind“, wie das Entlastungsargument der besser gestellten Gesellschaft gerne heißt.

Die Autoren und Autorinnen unternehmen dankenswerter Weise zum Schluss ihrer Studie den Versuch, aus ihren Ergebnissen „Optionen für Politik, Wirtschaft und Pädagogik“¹² zu entwickeln. Diese bedürften einer eigenen Analyse und Diskussion.

⁹ Shell 2010 S. 126f

¹⁰ Shell 2010 S. 117

¹¹ Shell 2010 S. 122-124

¹² Shell 2010 S. 343 - 360



Ein wesentlicher Schlüssel, um die scheinbar abgehängten Jugendlichen anschlussfähig werden zu lassen, ist mit Sicherheit die Bildungspolitik und eine entsprechende Umgestaltung unserer verschiedenen (nicht nur der schulischen) Bildungslandschaften. Im persönlichen Nahbereich und in ihren Sozialräumen hat auch evangelische Kinder- und Jugendarbeit über ihr jugendpolitisches Engagement hinaus ihre Einflussmöglichkeiten.

3. Religiosität und Glaube – und die Evangelische Jugendarbeit

„Religion verliert bei jungen Deutschen an Bedeutung“ – mit dieser (ideaSpektrum) oder ähnlichen Schlagzeilen beeindrucken christliche Nachrichtendienste und Zeitschriften derzeit nach flüchtiger Lektüre der Shell Studie ihre Leser(innen). Der Förderung von Religion völlig unverdächtige Magazine wie „Der Spiegel“¹³ behaupten schlicht: „Religion ist für junge Menschen nicht wichtig“. Die einen alarmieren ihre Leserschaft, die anderen konstatieren genüsslich das Verschwinden von Religion. Beides ist Unsinn. Für selbstzufriedene Tatenlosigkeit besteht dennoch in Kirchen und kirchlicher Kinder- und Jugendarbeit kein Anlass.

Die *Shell Jugendstudie* geht von drei gegenwärtigen religiösen Kulturen in Deutschland aus: Zum einen konstatiert sie den westdeutschen Mainstream; dieser rekrutiert sich überwiegend aus konfessionell gebundenen Jugendlichen. Die Konfessionsbindung von Jugendlichen ist nach wie vor stabil.

Zum zweiten die neuen Bundesländer, in denen Religion zu DDR-Zeiten systematisch eliminiert wurde und seit langem zu einer „marginalen Erscheinung“¹⁴ geworden ist (63% aller jungen Menschen glauben in keiner Form an Gott – alte Bundesländer 21%).

Zum dritten sind es die „Migrantenkulturen“, in denen eine religiöse Vitalisierung zu beobachten ist.

Mit direkt vergleichbaren Fragen arbeitet das gegenwärtige Autor(inn)enteam seit der Studie 2002. Die Erkenntnisse der Shell-Studie zur Religiosität beruhen im Wesentlichen auf den beiden Fragen nach der **Wichtigkeit des Glaubens** an Gott¹⁵ und nach dem **Gottesverständnis**, das als Gradmesser für Religiosität genommen wird.

Wichtigkeit des Glaubens: Nach konfessionellen bzw. religiösen Zugehörigkeiten differenziert bieten die Zahlen folgendes Bild:

Bei katholischen Jugendlichen ist die Wichtigkeit des Glaubens an Gott seit 2002 (50%) und 2006 (46%) deutlich auf jetzt 44% zurückgegangen, leicht gestiegen (um 2%) ist hier die Zahl derjenigen, für die der Glaube unwichtig ist. Einen deutlicheren Anstieg verzeichnet die Zahl derer, die die Antwort „teils-teils“ gewählt haben. Damit, so Thomas Gensicke, der Autor dieses Teilkapitels, nähern sich die katholischen Jugendlichen der Religiosität evangelischer Jugendlicher an, für die der traditionelle Glaube seit jeher eine geringere Lebensbedeutung gehabt habe¹⁶.

¹³ SPIEGEL ONLINE 20.09.2010

¹⁴ Shell 2010, S. 204

¹⁵ Auf einer Skala von 1 bis 7 (unwichtig bis außerordentlich wichtig) konnten Jugendliche bewerten, wie wichtig es ihnen ist, „an Gott zu glauben“.

¹⁶ Shell 2010, S. 204



Bei evangelischen Jugendlichen ist die Bedeutung des Glaubens seit 2002 allerdings völlig konstant geblieben, ja sogar um einen Prozentpunkt geringfügig gestiegen – will man dies nicht dem Zufallsbereich zuordnen: 2002 waren es 38%, für die der Glaube persönlich eine wichtige Rolle spielte, 2010 sind es 39%. Als unwichtig bewerteten 2010 mit 42% der evangelischen Jugendlichen den Glauben exakt gleich viele Jugendliche der Stichprobe wie bereits 2002.

Ganz anders sieht es bei bekenntnisgebundenen bzw. religionszugehörigen Jugendlichen aus, die nicht den „einheimischen christlichen Konfessionen angehören“¹⁷ (wobei nicht ganz klar wird, ob hier die Jugendlichen der fraglos christlichen orthodoxen Kirchen mitgezählt werden oder nicht. Vermutlich gehört allerdings die Mehrheit dieser Jugendlichen dem Islam an).

Hier ist die Wichtigkeit des Glaubens auf an sich schon hohem Niveau kontinuierlich angestiegen von 69% im Jahr 2002 über 72% im Jahr 2006 auf nunmehr 76%. Stattliche 51% haben sogar den höchsten Skalenwert („außerordentlich wichtig“) angegeben. Unwichtig ist der Glaube hier nur noch 12% (2002:19%) und auch nur für konstante 12% ist er „teils-teils“.

Gottesverständnis – die Zahlen:

Mit der Frage nach dem Gottesverständnis soll (angeblich! Dazu siehe unten) die Religiosität gemessen werden können¹⁸: Als religiös gelten demnach diejenigen Jugendlichen, die entweder ein personales Gottesverständnis haben (in der Shell Studie von 2006 als „kirchennahe Religiosität“ definiert) oder die zumindest an ein „sachlich-göttliches Prinzip“ glauben, „das über den Menschen steht und sie beherrscht und beeinflusst“¹⁹ (2006 definiert als „kirchenferne Religiosität“). Wer sich „aus Unsicherheit oder Überzeugung zu beiden Varianten Gottes nicht bekennen will, wird als nicht religiös eingestuft“²⁰.

Aus den so gewonnenen Daten ergibt sich den Zahlen nach ein Bild, das den Antworten auf die Frage nach der Wichtigkeit des Glaubens vergleichbar ist:

Die Zahl der als religiös eingestuften Jugendlichen (Glaube an einen persönlichen Gott oder ein göttliches Prinzip) ist bei katholischen Jugendlichen gegenüber 2006 deutlich von 64% auf 53% und bei evangelischen Jugendlichen leicht von 52% auf 49% gesunken.

Bei Jugendlichen aus anderen Religionen ist die so gemessene Religiosität von 72% auf 81% gestiegen. Insgesamt ist die Zahl der „Religiösen“ um 2 Prozentpunkte gesunken.

Bei katholischen und evangelischen Jugendlichen hat vor allem die Zahl der „Religiös Unsicheren“ (von der *Shell Studie* als Nicht-Religiöse gewertet!) zugenommen – darunter im evangelischen Bereich von 28% auf 33%.

Aus evangelischer Sicht bemerkenswert ist allerdings, dass unter evangelischen Jugendlichen andererseits die Zahl derer, die dezidiert an keinerlei Gott glauben (Shell: „Radikale Gottesleugnung“²¹) um zwei Prozentpunkte von 20% auf 18% abgenommen hat!

¹⁷ Shell 2010, S. 204

¹⁸ Zur Wahl standen die Antwortmöglichkeiten: „Es gibt einen persönlichen Gott“ – „Es gibt eine überirdische Macht“ – „Ich weiß nicht, was ich glauben soll“ – „Ich glaube nicht, dass es einen persönlichen Gott oder eine überirdische Macht gibt“.

¹⁹ Shell Studie 2010 S. 206 Anm. 38

²⁰ ebenda

²¹ Shell 2010, S. 207



Bewertung:

Shell wertet die „Religiös Unentschiedenen“ und die „radikalen Gottesleugner“ als „Nichtreligiöse“.

Diese Einstufung erscheint schon vom Ansatz her höchst problematisch und wird Jugendlichen und ihrem Glauben m.E. nicht gerecht: Denn wer im Moment nicht so richtig weiß, was er oder sie glauben soll und damit eben religiöse Unsicherheit zeigt, muss deswegen noch lange nicht a-religiös sein, wie es die *Shell Studie* leider suggeriert: Abgesehen davon, dass genügend viele Erwachsene (auch unter Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen), die als kirchennah und hoch glaubensidentisch gelten, bisweilen auch ihre Zweifel haben und nicht immer wissen, was sie glauben sollen, gehört es gerade zu den Aufgaben der Jugendphase, Orientierungen und Identität überhaupt erst zu suchen und sich nicht fixieren zu lassen. Gerade Jugendliche sind in einer Lebensphase fluider, „flüssiger“ und noch nicht geronnener Identität. Sie experimentieren und spielen (in einem sehr ernsthaften Sinn) mit Identitätsmustern, auch mit religiösen Identitäten:

Wer z.B. heute ergriffen im Taize-Gottesdienst auf dem Kirchentag Halleluja singt, kann morgen atheistische Theorien vertreten und in zwei Monaten wiederum ehrenamtlich und engagiert in einer kirchlichen Gruppe mitarbeiten und Glauben ganz wichtig finden – und während der ganzen Zeit eben nicht immer genau wissen, was er/sie glauben soll und ob Gott ein Mann, eine Frau, ein Prinzip oder eine Illusion ist. Andere Jugendliche bleiben über zwei oder drei Jahre in einer christlichen Gruppe, um sich dann – bisweilen nur für eine gewisse Zeit – anderen Wichtigkeiten zuzuwenden. Andere machen es noch ganz anders – Jugendliche sind eben sehr verschieden und lassen sich mit Recht selten auf jahrelange Dauer festlegen.

Jugendliche (und andere Menschen übrigens auch!) dürfen ihre Glaubenszweifel haben, sie dürfen religiöse Unsicherheit zeigen und sie dürfen auf der „Suche nach eigenem Glauben“²² sein – religionslos oder gar a-religiös sind sie deswegen noch lange nicht. Wirklich interessant wäre es zu wissen, was sich an Religiosität, an religiöser Suche und an Lebensfragen bei den „Glaubensunsicheren“ zeigt oder verbirgt, also bei denjenigen Jugendlichen, die geantwortet haben: „Ich weiß nicht, was ich glauben soll“. Die *Shell Studie* hat sich darum nicht gekümmert. Ich stimme darum dem Verdikt des Tübinger Religionspädagogen Friedrich Schweitzer zu, der meint, dass die *Shell Studie* nur sehr oberflächlich auf die Fragen nach dem Glauben eingehe und die Gültigkeit der Ergebnisse in diesem Fragekomplex zu bezweifeln sei²³.

Auch hinsichtlich der Bewertung des Segments von Jugendlichen, die in keiner Weise an Gott glauben, ist Vorsicht angebracht: Wer aktuell nicht an Gott glaubt, aber seine Konfessionsbindung beibehält bzw. beibehalten will, hat mit dem Kapitel „Religion und Glaube“ in seinem Leben keineswegs abgeschlossen. Die Datenlage der *Shell Studie* gibt darüber keinerlei Auskunft – aber genügend Erfahrungswerte und die Ergebnisse anderer Studien zeigen, dass auch in diesem Segment Lebenssehnsüchte und Fragen bleiben, die mit Glauben und Kirche verbunden werden – und dass Kirche und Glaube an Gott als „Hintergrundressource“, die bei Bedarf aktiviert werden kann, persönlich erhalten bleiben soll. Dies schlicht als „Nicht-Religiosität“ zu präzisieren (ohne Basis in den Forschungsdaten) erscheint kühn – wobei selbst die *Shell Studie* in einem Nebensatz die Er-

²² So der Titel des lesenswerten religionspädagogischen Entwurfes von Friedrich Schweitzer: *Die Suche nach eigenem Glauben. Einführung in die Religionspädagogik des Jugendalters*. Gütersloh 1996.

²³ So zitiert in: *ideaSpektrum* Nr. 38/2010, S.6



aej

Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend
in Deutschland e.V.

kenntnis gewinnt, „dass viele Westdeutsche sich eine letzte Rückversicherung bei der Religion erhalten wollen“²⁴.

Für „Ostdeutschland“ mit seiner hohen Konfessionslosigkeit sieht dies allerdings anders aus: Hier haben „viele Ostdeutsche mit diesem Kapitel (Religion. Erg. d. Verf.) seit längerem abgeschlossen“²⁵.

Für die evangelische Jugend und die gesamte kirchliche Jugendarbeit allerdings bedeutet die Zunahme der „Glaubensunsicheren“ tatsächlich Arbeit – religionspädagogische und in gewisser Weise missionarische Arbeit nämlich: Wer glaubensunsicher ist, sucht in der Regel nach überzeugenden Antworten und braucht gelegentlich auch Glaubensvorbilder. Jugendliche (übrigens nicht nur die „Glaubensunsicheren“) brauchen Orte, an denen sie sich ihres Glaubens vergewissern können. Jugendliche brauchen Menschen, die sie authentisch auf dem Weg des Glaubens begleiten und die sie zur rechten Zeit auch „einführen“ können in die Praxis und das Verstehen des Glaubens. Jugendliche brauchen Räume, um Glauben in seiner Alltagsrelevanz zu erfahren und mit ihrem Glauben zu experimentieren. Jugendliche brauchen Orte und Menschen, um ihre Fragen und Zweifel äußern zu können, aber auch um – zumindest vorläufige – Antworten zu bekommen. Jugendliche brauchen eine evangelische Kinder- und Jugendarbeit, der sie Antworten auf ihre Glaubens-, Lebens- und Zukunftsfragen zutrauen und die insofern für sie antworthaltig ist.

All dies gilt im Übrigen auch für diejenigen, die mit dem Kapitel Religion abgeschlossen haben. Kirche und Evangelische Kinder- und Jugendarbeit braucht darum, wie schon immer, Konzepte einer Glaubenspädagogik und einer überzeugenden missionarischen Arbeit.

Fazit: Für kirchliche Panik besteht kein Anlass. Dass Religion an Bedeutung verliere, belegen jedenfalls die für evangelische Jugendliche erhobenen Daten, aber auch die Gesamtergebnisse keineswegs. Thomas Gensicke konstatiert selbst, dass es im letzten Jahrzehnt bei der „traditionellen oder klassischen Religiosität (Gottesglaube) im Durchschnitt nur wenig Entwicklung“ gab²⁶.

Und gar zu behaupten, dass bei Jugendlichen „Religion weiter im Abseits“²⁷ stünde, klingt eher nach negativer Meinungsmache als nach profunder Realitätsbeschreibung. Wer die absoluten Zahlen der Religiosität Jugendlicher – auch nach der *Shell Studie* – sieht, wer sie mit der Religiosität von Erwachsenen hierzulande vergleicht und wer zudem noch die Funktion von Religion in den sogenannten funktional ausdifferenzierten Gesellschaften wie der unsrigen zur Kenntnis nimmt, müsste sich eher wundern, für wie viele Jugendliche der Glaube an Gott noch derart wichtig ist. Für Selbstzufriedenheit besteht allerdings noch weniger Anlass: Auch wenn die Konfessionsbindungen genauso wie die Glaubensidentitäten zumindest im evangelischen Sektor derzeit stabil bleiben – der Rückgang an christlich-religiösen Basiswissen und an Formen christlicher Sozialisation ist unübersehbar, auch jenseits von *Shell*. Und auch wenn derzeit 85% der Konfirmanden und Konfirmandinnen der aktuellen (und validen) „Konfi-Studie“ zufolge an Gott glauben, heißt dies nicht, dass sie dies auch in zwei Jahren noch tun.

Die erfolgreich entkirchlichten und säkularisierten Gebiete in Ostdeutschland oder in west- und ostdeutschen Ballungsgebieten und Großstädten zeichnen ein aus christlicher Perspektive eben nicht erfreuliches Bild.

²⁴ Shell 2010, S. 206

²⁵ Shell 2010, S. 206

²⁶ Shell 2010 S. 204

²⁷ Deutsche Shell Holding GmbH (Hrsg.). Abstract der Shell Jugendstudie, S. 5



aej

Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend
in Deutschland e.V.

Auf Dauer wird sich „christliche Religiosität“ – sie muss ja nicht traditionell oder klassisch sein, aber eben christlich – ihre breite Bedeutsamkeit nur erhalten, wenn es gelingt, Jugendlichen deren Bedeutung und Wichtigkeit für ihr Leben plausibel, anschaulich und erfahrbar zu machen.

2010

Michael Freitag

E-Mail: mf@aej-online.de

www.evangelisches-infoportal.de

www.aej-online.de

www.jupp-der-preis.de

www.youngspiriX.de